Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 7 (1913)
Heft: 3

Artikel: Karl Knies : ein Leben : Teil I, II und III
Autor: Busch, K.A.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-133017

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

lange nicht so viel zur Sache als man auf den ersten Blick fürchten möchte, denn das Christentum im Sinn und Geist Jesu ist das unentbehrliche und unerläßliche Wahrheitsprinzip der Menschheit und Erhaltungsprinzip der Welt! Es gibt nichts Selbstverständlicheres als das Christentum! P. Hitz.

Karl Knies.

Ein Leben.

„Ein arger Baum kann nicht gute Früchte bringen."

I.

Er war das Kind einer unglückseligen Stunde. Sein Vater war ein loser Geselle. Er war Taglöhner in der Großstadt. Sie legten gerade Straßenbahnschienen. Da, als sie beim Frühstück an der Mauer des herrschaftlichen Hauses saßen, foppte ihn einer vor allen: „Du hast auch nie deinen Vater gekannt." Jähzornig war er. Taugte er auch nichts, so brauste doch etwas wie Ehre in ihm auf: „Du Hund —", da packte er ihn schon und schlug ihn gegen die harte Mauer. Augenblicklich rann dem andern das helle rote Blut von der Stirne. Die andern sprangen herzu. Ein Menschenauflauf entstand. Ein Polizist erschien. Auf der Wache ward er verhört. Dann ging es seinen Gang. Zwei Jahre saß er im Gefängnis. Er kam wieder heraus und fand wieder Arbeit.

Es war Sommer und Kirchweih. Er hatte Groschen in der Tasche und war noch jung. In der „Lilie" wimmerten die schlechtgespielten Geigen. Zum hundertsten und aberhundertsten Mal spielten die knochigen Finger der Musikanten in ihren geflickten Kleidern die „Donauwellen". Auf dem sandbestreuten Boden schlürften die Paare, Dienstmädchen, Burschen, junge Arbeiter, wie sie draußen in der Vorstadt wohnten, wo, wie die besseren Leute sagten, das „Gesindel" wohnt oder die Sozialdemokraten. Die Marie aus Bayern, ein Mädchen, das schon in mancher Stelle gewesen, erst anderthalb Jahre, dann nur noch elf Monate, dann sieben, zuletzt brachte sie es nur auf vier Wochen, ließ er nicht mehr los. Einen Tanz um den andern mit ihr. Sie ließ sichs gefallen, daß er sie fest umfaßte. Was hatte sie in der Welt zu gewinnen und zu verlieren? Das alte bayrische Dorf lag längst dahinten samt seiner Messe und den alten Eltern, den dummen Bauern, die nie eine Stadt gesehen. Vor ein paar Jahren war sie gekommen und wollte verdienen und wollte den alten Eltern vom Ersparten schicken. Wie hatte sie einst den Finger gestreckt, als der Lehrer beim Abschied sie alle fragte: „Und wer von euch wird seine alten Eltern nicht mehr bis in ihre letzten Tage schaffen lassen?"

In der ersten Stelle hatte sie der Hausfrau noch zaghaft, aber doch bestimmt erklärt: „am Sonntag müsse sie in die Frühkirche.“ Aber in der Stadt geht man nicht mehr in die Kirche. Sie ließ es bald auch. Seitdem hatte sie manches angesehen und mancher hatte sie angefaßt. Erst war sie erschrocken, dann fühlte sie sich wie geehrt, zuletzt suchte sie es fast. Sie sträubte sich gar nicht, als er immer mit ihr tanzte und ein Glas nach dem andern mit ihr trank und immer zudringlicher wurde. Die Geigen wimmerten wieder, er zog sie aus dem Saal auf einen dunkeln Gang hinaus. . . . . .

Sehr spät war sie heimgekommen. Wie träumend schlich sie am nächsten Morgen umher. Sie verschlief um fast eine Stunde. So zornig wie an diesem Morgen war die „Herrschaft“ aber auch noch nie. „Marie in vierzehn Tagen können Sie gehen.“ Sie war wieder auf der Straße. Es fehlte nicht viel, daß sie auf der Straße blieb. Aber sie fand sich wieder notdürftig durch. Dazu sah sie bald die Zeit kommen, daß sie ein Kind an ihrer Brust hätte. Das machte sie ernster.

Der Taglöhner schaffte und trank. Die Marie traf ihn dann und wann. Und er hatte soviel Ehr im Leib, daß er nicht von ihr lassen wollte. Er ging mit ihr sogar zum Standesamt, als sie wieder auf war. Jetzt wohnten sie in einem Hinterhaus im vierten Stock links an der langen Landstraße, die durch die Vorstadt führte. Karl riefen sie das Kind.

Es blieb nicht allein; Jahr um Jahr stellten sie sich ein, es wurden ihrer dreizehn in den Jahren, aber vier waren nur noch am Leben, als Karl aus der Schule kommen sollte. Der Taglöhner kam selten ganz nüchtern nach Hause. Manchesmal hat er sie geschlagen im Jähzorn. Am dreijährigen Töchterchen wollte er sich selbst vergreifen, als sie sich dazwischenwarf. Die Leute drüber und drunter hielten die Ohren an die Wände und horchten durch den Spalt der Gangtüre auf „den Spektakel“. Bald klirrte das Glas von seinem Erinnerungsbild aus der Militärzeit auf die Erde, als er den Stuhl gegen die Marie warf und die Wand traf, bald zerbrach er ihr einziges kleines Marienbild aus Porzellan, das sie auf ein Brettchen in die Ecke gestellt hatte, die letzte Erinnerung an das Heimatdorf. Aber er hatte auch lichte Augenblicke. Als die Schulkinder einen Spaziergang machten, sagte er ihr: „Marie, geh mit, kommst doch nie vor die Tür.“ Von seinem Lohn sah sie selten viel. Sie schaffte von morgens bis abends in der Markthalle und half Körbe tragen und aufsetzen; derweilen starben zu Hause die Kinder, eins nach dem andern. Das Laufen aufs Standes- und Friedhofsamt war sie fast schon gewohnt, nur gab es jedesmal dabei Lohnausfall. Brechdurchfall und Masern und Gehirntuberkulose und was alles der Krankenkassenarzt noch, stets kurz angebunden, in seinen Bart murmelte, hatte die Kinder dahingerafft. Wenn sie einmal einen Augenblick allein war, sah sie an die Decke und dachte, der Herrgott hat sie wieder zu

sich genommen. Einmal hatte sie sogar einen lutherischen Pfarrer geholt bei dem dreijährigen; er hatte mit seiner milden Stimme zuversichtlich am Grabe gesprochen: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gelobt.“ Das kam wenigstens fünfmal. Dann hatte sie bitter geschluchzt: „ach Fritzi, nur einmal noch.“ Aber grausam fielen die Erdschollen hinunter und die Totengräber warteten schon ungeduldig, das Grab zuzuschaufeln.

Dann kam eine Zeit, da warf sie der Hausherr aus der Wohnung hinaus, weil sie nicht zahlten. Sie hatte noch immer selbst die Miete herbeigeschafft, aber diesmal war gerade wieder ein Kind krank an Brechdurchfall und sie gab ihre letzten Pfennige für die teure Milch, die noch teurer war, als es sieben Wochen nicht regnete und sie froh war, für gute Worte und teures Geld sie überhaupt zu bekommen. Sie mußten in die Altstadt ziehen. In einer der alten rumpeligen Gassen, für die die Historiker und Archäologen einen kleinen Finger gäben, damit sie nicht durchgebrochen würden, fand sie endlich eine „Wohnung“, eine dumpfige rußige Stube mit einem Vorraum als Küche. Der Herd bestand aus ein paar alten Steinen. Der Wasserhahn war drunten auf der Treppe. Das Fenster so klein, daß man nicht viel mehr als den Kopf ordentlich hindurchbrachte. Ein altes Fensterbänkel draußen, das vielleicht einmal Blumentöpfe gesehen hatte. Von Tapete hie und da Spuren hoch oben und in den Ecken. Die Aussicht ging auf lauter kleine Dächer und Kamine, die tagsüber rauchten. Das Fenster konnte man also nie öffnen. Da hinein stellte sie das Bett, das sie noch hatte, worin sie schlief mit den zwei Kleinsten und ihrem Mann, wenn er nach Hause kam. Karl, er war zwölf, schlief auf dem „Sofa“ drüben an der Wand mit der sechsjährigen Schwester. Es war ein Holzgestell mit Resten von Kissen und einer Matratze. Sie hatte noch einen Tisch und zwei zerbrochene Stühle. Karl schnitt aus einer alten Zeitung Bilder von Zeppelin und Lord Roberts und klebte sie an die Wand. In der Markthalle nahm sie selbst ein Geranium mit, das in einer Ecke stehen gelassen worden war und stellte es vors Fenster. Es leuchtete wirklich freundlich-rot in dieses graue Elend hinein.

Bald kam der Mann überhaupt nicht mehr nach Hause. In dieses „Lumpenloch“ könne man keinen Hund hetzen, sagte er. Vom Lohn gab er jetzt gar nichts mehr. Eines Tags hörte sie, er lebe in Erlenhausen draußen und treibe sich mit Dirnen viel umher. In derselben Zeit kam über die Marie noch ein schweres Unterleibsleiden; sie hatte sich wieder nicht geschont, als wieder ein Kleinstes in der Stube schrie. Schon am dritten Tag hob sie die schwersten Marktkörbe. Sie zwang sich, obwohl es ihr vor den Augen schwindelte. Zahlen konnte sie jetzt nichts mehr. Nachbarsleute schenkten dem Karl hie und da zwanzig Pfennige, wann er ihnen einen Gang tat. Aber das tat er nicht oft. Er trieb sich lieber am Hafen umher und schaute der großen Baggermaschine zu. Einmal stahl er dort auch Eisen, ver-

handelte es und kaufte sich Zigaretten, die er drunten im Hof rauchte, während droben die Mutter fast im Sterben lag.

Jetzt legte sich die städtische Armenpflege ins Mittel, als der Hauswirt sie krank und obdachlos auf die Straße setzte. In einem großen Saal wurden sie einquartiert hinter der alten Brücke. Es war ein ehemaliges Ordenshaus. Jetzt lagen darin die berittene Schutzmannschaft und die Obdachlosen. Saubere Schwestern und Mädchen gingen ab und zu. Es wahr etwas Wohltuendes in ihrem Wesen. Aber es war schwer Ordnung zu halten auch im Frauensaal zwischen den hundertundachtzig Betten und den vielen Kindern, die da an langen Tischen im Dämmerlicht hockten und ihre Rechenaufgaben schrieben. Und wenn sie falsch waren, setzte es Hiebe in der Schule, denn welcher Lehrer wußte, wo sie gemacht waren!

Die städtische Armenpflege spürte den Mann auf und zwang ihn, wöchentlich acht Mark für die Frau und die fünf Kinder zu zahlen. Ja eines Tags erschien eine Dame in Schwarz und mietete der Marie eine Mansardenwohnung, sie gab ihr sogar Wäsche für das Kleinste und zuletzt noch einen Stoß vom „guten Hirten", einem pietistischen Sonntagsblatt. Sie kam der Marie vor wie ein Heiland. Ein Pfarrer war noch nie bei ihr gewesen. Gott, wie sollte er sie auch kennen! Sie wußte noch nicht einmal, ob eigentlich alle lebenden oder gestorbenen Kinder auch getauft waren. In ihrer Jugend hatte sie zwar gelernt, Ungetaufte kämen in die Hölle. Aber sie konnte das doch nicht recht glauben. Was hatten sie verbrochen, die armen Würmer? Aber die Erbsünde! fiel ihr ein. Erbsünde? Sie dachte nach. Sie wußte nicht mehr recht, was es bedeutete. Aber sie fühlte so, es müsse doch eine schreckliche Wahrheit sein.

Die Marie war wieder aufgekommen. Sie wohnte jetzt im Dachstock, den die Dame in Schwarz ihr gemietet hatte, wieder in der Vorstadt, wo die Sozialdemokraten wohnen. Sogar ihr Mann erschien und entschloß sich, wieder bei ihr zu bleiben. Sie ließ es zu, ja sie freute sich sogar. Sie hatte ihn doch vermißt. Ein paar Tage trank er nicht. Er sehnte sich wieder nach so etwas wie Häuslichkeit.

II.

Maries ganze Hoffnung war ihr Karl. Er war dreizehn. Ostern sollte er aus der Schule kommen und konfirmiert werden, dann konnte er mitverdienen, und alles würde besser werden. Karl war ihre ganze und einzige Hoffnung. Aber was hatte Karl für ein Leben hinter sich! Das Kind trat ins Leben, als beide Eltern ihrer Sinne nicht mächtig waren. Eine ganze Alkoholahnenlinie zog sich wie eine giftige Schlange auf ihn zu und schlang sich um seine Wiege, noch ehe er geboren war. Und wieder, als er geboren war, kroch sie aus ihrem dunkeln Winkel, immer wieder und manchem seiner Geschwister hatte sie schon den Todesbiß gegeben. Der alte Pfarrer hatte zwar am Grab des einen Kindes zuversichtlich gesagt, nachdem er müde am Abend

vorher in einer Textsammlung für Reden an Kindergräbern geblättert und schließlich nichts rechts Passendes gefunden: „Der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gelobt."

Streit und Gekreische hörte Karl von früh auf alle Tage. Wie manche Nacht war der Vater betrunken in die Stube gepoltert und hatte ihn aus dem Schlaf gerissen. Er hatte Szenen erlebt, die er freilich in ihrer Tiefe nicht verstand. Was die Mutter litt und wie sie schaffte, ahnte er nicht. Er war es gewöhnt, daß in der Stube stets ein paar kleine schmutzige schreiende Kinder herumkrochen, die er hüten sollte. Aber da gab es Besseres zu tun für ihn als Kinder hüten. Sich in einen Kinematographen einschmuggeln und Räuber- und Mordgeschichten sehen, Eisen am Hafen stehlen und dafür Zigaretten einhandeln, sich an die Lastwagen hängen und in den Vorgärten der reichen Leute den Lilien die Köpfe mit einem Stock durchs Geländer abschlagen. Die Schule kam ihm vor wie ein Zuchthaus. Schule, Lehrer und Schläge waren für ihn dieselben Begriffe. Bald bekam er Hiebe, weil seine Hände schmutzig waren — besaßen sie denn Schwamm und Waschbecken zu Hause? bald, weil er zu spät kam — hatten sie denn eine Pendeluhr, die melodisch die Stunden anschlug, wie der Herr Lehrer über seinem Schreibtisch? bald, weil er das Gedicht nicht gelernt — wann sollte er es denn lernen, wenn er dem Nachbar Milch austrug oder er die Kinder hütete oder es ihn mit allen Fasern seines Daseins an den Hafen zur Baggermaschine oder zu den Fuhrleuten und ihren Pferden am Güterbahnhof zog, wo er oft aus ihrer Flasche trinken durfte, bis sie ihn mit der Peitsche davonjagten; bald weil seine Rechenaufgabe falsch war, die er schnell an dem langen Tisch im Obdachlosenasyl hingeschrieben, bald weil er überhaupt fehlte — es regnete in Strömen und seine Schuhe waren mehr Löcher als Leder. Ein Gemüsehändler hatte sie der Mutter geschenkt. Aus diesem Zuchthaus Schule trotz ihrer sauberen großen hellen Zimmer sehnte er sich hinaus.

Im letzten Schuljahr gab es auch noch Konfirmandenstunde. Die gab ein Junger. Er hieß Vikar. Sie nannten ihn aber doch „Herr Pfarrer". Er hatte neue Ideen im Kopf. Den Katechismus ließ er nicht mehr lernen. Den hatten sie schon in der Schule manchmal buchstäblich „eingebläut" bekommen, und doch gingen ihnen alle Erklärungen, weil sie alle mit „wir sollen Gott fürchten und lieben" anfingen, durcheinander. Das Leben will ich ihnen schildern, dachte der Herr Vikar, und beschrieb ihnen Familie und Werkstätte, wie sie sein sollten. Karl horchte manchmal auf, ja das wäre schön, wenn wir die Bilder, von denen der Vikar sprach, in der sauberen Stube hätten; aber wir haben sie nicht, und die Werkstätte — die kannte er noch nicht. Wohl hatte er gehört von dem Lehrbub Robert Kahle drüben, daß der Meister ihn auch manchmal „väterlich" mit Ohrfeigen bedachte, also wird es auch da ein Zuchthaus wie in der Schule sein, dachte Karl. Der Herr Vikar erzählte auch eine Geschichte

von einem Mädchen, das Zitherspielen lernte, um den Vater aus dem Wirtshaus zu locken und es ihm zu Hause angenehm zu machen. Das wäre was für uns, dachte Karl, und es rührte etwas Eigenes seine Seele, etwas wie Sehnsucht und Schmerz und Glück und Ideal. Aber solche Rührungen waren selten. Wenn er wieder am Hafen oder bei den Fuhrleuten war und sie schimpften und fluchten, war es wieder fort, wie der Wind den Duft einer Blume davon trägt. Noch eine Geschichte erzählte der Herr Vikar von Wichtelmännchen, die nachts die Stube aufräumen und armen Kindern bei der Arbeit helfen. Wieder horchte Karl auf. So ein Wichtelmännchen der Mutter sein! Aber wenn der Vater heimkommt, wirft er doch wieder alles durcheinander, daß es nur so kracht. So ließ Karl den Gedanken wieder fortschwimmen, wie einen Zweig mit ein paar Blüten, den man in den Fluß wirft. Auch der Herr Lehrer hatte von den Eltern geredet und gerade beim vierten Gebot immer gerade ihn mit drohendem Zornesblick aufgerufen: Knies, wie heißt das vierte Gebot, das mußt du Schlingel dir besonders merken: Und das wußte er vom vielen Aufsagen: „Ehre Vater und Mutter . . .“ kam es prompt heraus. Die Zornesmiene glättete sich dann etwas. „Merk dirs, wenn ich dich nicht eines Tags im Gefängnis antreffen soll,“ setzte der Lehrer wohlmeinend hinzu. Er weissagte, ohne ein Prophet zu sein. Daß übrigens beim vierten Gebot auch sein Vater und seine Mutter gemeint sein könnten, ist Karl nie recht klar gewesen. Aber nun wurde er auch noch unglücklicherweise nach dem „was ist das?“ gefragt. Aber da versiegte sehr bald der Quell der Weisheit, den der Lehrer mit ein paar derben Ohrfeigen vollends verstopfte: „Das wirst du wohl nie lernen, du Taugenichts.“ Karl hat's auch nicht gelernt bis an seinen Tod, weder dem Wortlaut noch dem Inhalt nach.

III.

Eines Tags erschien der Herr Vikar in der Dachstockwohnung bei den Leuten Knies. Er hatte die Idee, alle Eltern seiner Konfirmanden zu besuchen. Haben auch die Leute nichts von meinem Besuch, sagte er sich, so lerne ich sicher sozial sehr viel. Mit klopfendem Herzen ging er jedesmal die Treppe hinauf, diesmal besonders, denn Karls kleiner Bruder war gestorben. „Er ist gestern verstickt,“ hatte Karl ihm gesagt, als wäre eine Katze verendet. Was sollte er der Mutter für Trostworte sagen? Im Vorderhaus fragte er zaghaft im Parterre: „Ach bitte, können Sie mir nicht sagen, wo die Familie Knies wohnt?“ Ein vierschrötiger Mann in Hemdärmeln öffnete halb und fuhr ihn an „do hinte im Hinterhaus ganz obe wohnt des Lumpegesindel“. „Danke schön,“ prallte der Vikar zurück und setzte seinen Hut wieder auf und stieg gelassen im Hinterhaus in den Dachstock. Aber wo anklopfen? Mansarde an Mansarde ohne Name. Endlich wagte er es an einer. Es wird geöffnet, zwei halb angezogene Frauenspersonen mit frechen Gesichtern öffnen: „Wollen Sie zu uns herein — nur

herein". Aber der Vikar läßt sich nicht beirren, „wohnt hier oben Familie Knies?" — „da drübe", zeigen sie auf eine Tür.

Endlich steht er im Zimmer. Niemand zu Hause als drei kleinere Kinder, schmutzig auf dem Boden spielend. Ein Bett, ein zerborstenes Sofa, ein Tisch, zwei Stühle sind der Hausrat. An der Wand klebt Zeppelin und Lord Roberts. „Habt ihr einen Bruder Karl?" fragt er. „Der spielt im Hof," schreien die Kleinen. „Wo ist denn eure Mutter?" Die kommt bald von der Markthalle. Und euer Vater? — sie stieren ihn verständnislos an. Ein dumpfiger Geruch verbrauchter Luft herrscht in der Mansarde. Der Vikar läßt sich auf einem der Stühle nieder. Nach einer halben Stunde kommt die Frau, Karl mit ihr. Beide sind erstaunt und verlegen: „Mama, unser Pfarrer", flüstert der Bub. Der Vikar besinnt sich auf seine Trostworte, die er anläßlich des Todes des Kindes sagen wollte, aber es bleibt ihm alles im Halse stecken. Er hat noch kein Wort geredet, da erzählt ihm die Marie schon ihre ganze Lebensgeschichte. Der Vikar hat so etwas noch nie gehört, ist noch in keiner solchen Wohnung gewesen. Er hört sprachlos zu. Es fiel ihm viel diesen Abend zusammen. Alle schönen Theorien von öffentlicher Armenpflege. Durch seinen Vorsehungsglauben ging es wie ein furchtbares Erdbeben. Wie ein dumpfer Orgelton gurgelte es dazwischen: „ich will heimsuchen die Sünde der Väter an den Kindern. . ." In seinen Gedanken, während die Frau sprach, klammerte er sich an die Lichtgestalt seines Heilandes, aber sie wurde furchtbar ernst und schien nur ein Wort auf den Lippen zu haben: „Ein arger Baum kann nicht gute Früchte bringen, er kann nicht, er kann nicht. . ." Aber jetzt ein Heiland sein dieser Frau, diesem Mann, diesem Bub, ein Heiland, der aus dem Zöllner einen Jünger machte und zu dessen Füßen Magdalena weinte. Warum habe ich nicht diese Heilands- und Liebeskraft, daß dies Eis schmelzen muß, daß der arge Baum doch Früchte bringen muß? Weiter stürzten Theorien über Theorien in ihm zusammen von Einzigartigkeit und Selbstbewußtsein Jesu, alles verrann durcheinander. Er dachte an seine letzte Predigt über den Wert der Bibel und an seine vorletzte über den unendlichen Wert der Menschenseele. In diesem Augenblick und in dieser Umgebung kam ihm alles vor wie ein Geschwätz, Schönrederei, Phrase. Er verwünschte sie jetzt alle, die unter seiner Kanzel saßen, von denen eine Dame ihm neulich in der Straßenbahn sagte: „es wäre ihr ein wahrer Genuß, ihm zuzuhören." Diesen Menschen wirklich helfen, wäre mir lieber, als hundert schöne Predigten halten. Wo ist die Kraft meiner Religion? Er sagte die ganze Zeit über, als die Frau sprach, kein einziges Wort; auch nicht, als sie schwieg; er drückte ihr nur die Hand und sah dem Karl lange in die Augen und ging. Der Frau sandte er von seinem Vikargehalt zehn Mark mit der Post. Ein älterer Kollege schalt ihn „so unterstützt man die Liederlichkeit", ein anderer lachte über seine Sentimentalität. Und er selbst sagte sich: „Ein Tropfen auf dem heißen Stein." Ein

Heiland sein, das wäre es, nicht von ihm predigen! Das war sein Gewinn. Aber er mußte weiter predigen. Das war sein Amt.

An jenem Abend, als er fort war, aßen sie in der Mansarde einen Topf voll Salat, ein Stück Brot und tranken Kaffee. Karl hatte der Metzger an der Ecke einen Knochen von einem Rippchen geschenkt.

K. A. Busch.

(Schluß folgt.)

Memento.

Vorbemerkung.

Heute liegt der Maßstab für die Kulturhöhe eines Volkes nicht mehr wie einstmals im „Seifenverbrauch" desselben, sondern eher in der Zahl der journalistischen und literarischen „Druckbogen", welche ein Volk binnen Jahresfrist zu verdauen, oder sagen wir lieber, zu verschlingen vermag.

Es wird unbestritten sein, daß der barometrische Höhenstand der Bildung, oder dessen, was man „Kultur" nennt, als ein außerordentlich hoher bezeichnet zu werden pflegt.

Ob er dies in Wirklichkeit ist, wird, angesichts der Gegensätze, welche da zu Tage treten, als offene Frage behandelt werden dürfen.

Der Zweck dieser Zeilen besteht darin, einerseits den Begriff der „Kultur" festzustellen; nachzuweisen, daß und wie eine falsche und halbe Kultur zur Barbarei zurückführt; und daß es drittens für die Zerrissenheit und das Unglück des Einzelnen und des Ganzen kein anderes Heilmittel gibt, als die Wiederherstellung des verlorenen Gleichgewichts, dadurch, daß die planetarische Welt sich wieder um die richtige Zentralsonne des Universums zu bewegen anfängt, statt um einen richtigen usurpatorischen Satteliten des Mondes, der selbst nur in entlehntem Lichte strahlt.

Daß die Menschheit in einem Zustand der Zerrissenheit, innerer und äußerer Not und Unfriedens sich befindet, dürfte nur den leiblich und seelisch Blinden unbekannt sein, während die Andern sich verwundert fragen dürften: war denn nicht „Harmonie" der ganzen Menschheit zugedacht, als es dort auf Bethlehems Höhen, vom Himmel ertönte: „Friede auf Erden und zwischen den Menschen ein gegenseitiges Wohlgefallen?!"

Ein solcher Gesang könnte nicht von der Erde ausgehen, die bis in die friedlichste Ecke ihres weiten Raumes, mit Menschenblut getränkt, mit dem Lärm, Zorn und Haß sprühender Parteien erfüllt war.

Es mußte und konnte nur von oben, aus der realsten weil unsichtbaren Welt, kommen und dorthin müssen sich deshalb unsere sehnsuchtsvollen Blicke und unser Verlangen nach Frieden, Licht, Leben